

Putsch in Afghanistan

# „Einen Tiger am Schwanz packen“

905342

## Nur Mohammed Taraki: Ist Kabuls neuer starker Mann eine Marionette Moskaus? / Von Josef Joffe

Wer sich bislang für Afghanen interessierte, dachte entweder an billige, bestickte Schaffellmäntel, an hochwertige Haschisch-Sorten oder an Edoltrasseshunde mit Aufsteiger-Appel. Seit dem blutigen Staatsstreich von Ende April wird man sich zusätzlich den Namen eines Politikers merken müssen, der die nervöse Aufmerksamkeit der Welt auf Afghanistan gelenkt hat: Nur Mohammed Taraki — Poet, Journalist und kommunistischer Parteiführer, den die putschenden Militärs zum Staats- und Regierungschef erkoren haben.

Am Tage des Aufstandes — dem 27. April — saß der 61jährige Taraki gerade hinter Schloss und Riegel; selbst im eigenen Land war er kaum bekannt. 1965 hatte er die kleine pro-sowjetische „Demokratische Volkspartei“ gegründet, die sich schon zwei Jahre später wieder spaltete und unter dem ambitionösen Namen *Chalk* („die Massen“) ein politisches Schattendasein fristete. Taraki hat nicht gerade eine klassische kommunistische Kaderkarriere hinter sich. Zu Anfang der fünfziger Jahre diente er als Presseattaché bei der afghanischen Botschaft in Washington. Aus Protest gegen die Personalpolitik seines Königs kehrte er nach Kabul zurück und verdingte sich als Übersetzer an die amerikanische Wirtschafts-hilfe-Mission, dann an die US-Botschaft. Sein größtes Talent scheint er als Dichter entfaltet zu haben.

Tarakis bisher wichtigste politische Leistung war seine Verhaftung im April: Sie war einor der Auslöser für den Putsch der Offiziere. Kurz zuvor war ein prominenter Kommunist ermordet worden: 15 000 Trauerdemonstranten gingen im disziplinierten Protest auf die Straße; doch Präsident Mohammed Daud, der seinen königlichen Schwager Zahir Schah vor fünf Jahren vom Thron verjagt hatte, verlor die Nerven. Er blies zur allgemeinen Säuberung und ließ hart durchgreifen; sieben oppositionelle Politiker wanderten ins Gefängnis.

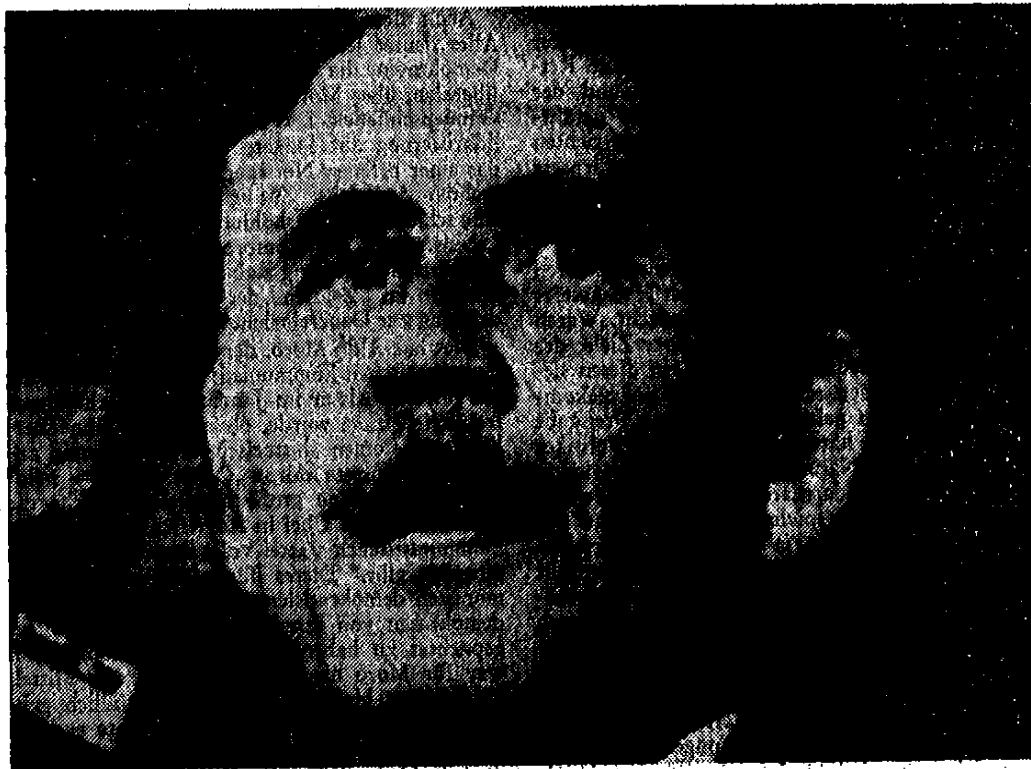
Für die radikalen Offiziere in Heer und Luftwaffe war Tarakis Verhaftung Signal und Zündfunke zugleich, und diesmal war es nicht nur eine notdürftig kaschierte Kabale von Stammes- und Familienmitgliedern, die unter dem Banner von Reform und Demokratisierung zur Neuverteilung von Ämtern und Pfründen drängte, 1973 hatte General Daud die Macht im saftigen Staatsstreich an sich reißen können, als sein Vetter und Schwager Zahir Schah zur Bläckerkur in Ischia

welte. Doch der Umsturz von 1978 kostete — geschätzt — rund 5000 Menschen das Leben, unter ihnen fast die gesamte 2000 Mann starke Präsidialgarde, die 22 Stunden lang erbittert Widerstand leistete. Der entthronte Monarch blieb damals wohlbehalten in Italien, doch Daud und seine 30köpfige Familie wurden niedergemetzelt.

Zündstoff gab es genug; zwar nicht im Volk, aber in der politisch wichtigen Schicht des Offizierskorps und des schmalen Mittelstandes. Das Volk — die Schätzungen schwanken zwischen 13 und 20 Millionen — ist noch nicht einmal „vor-revolutionär“: Rund zwei Millionen sind Nomaden; nicht mehr als zehn Prozent können lesen und schreiben; 80 Prozent sind Bauern, die gerade den eigenen Lebensbedarf erwirtschaften. Stammes- und Feudalloyalitäten wiegen allemal schwerer als Nationalbewußtsein, und wer nichts vom Staat erwartet, wird kaum nach der Zentralgewalt Jagen. „Ach ja, wir haben einen neuen König“, hieß es nach dem Daud-Coup von 1973.

Anders das Offizierskorps, das wie überall in der Dritten Welt zum Auffangbecken und Gärtiegel für ambitionierte Aufsteiger aus den Unterschichten wurde. Afghanistan besitzt eine verhältnismäßig große Armee (100 000 Reguläre, knapp 200 Kampfflugzeuge), die seit bald dreißig Jahren systematisch von der Sowjetunion ausgerüstet worden ist — unabhängig davon, ob gerade Könige oder Generäle das Heft in der Hand hielten.

Die jungen Offiziere, die auf Moskaus Akademien nicht nur ihr militärisches Handwerk lernten, hatten Daud 1973 an die Macht gehievt. Doch ihre ideologische Rechnung sollte nicht aufgehen. Dauds revolutionäre Parolen waren bald vergessen. Auf den Trümmern der Monarchie errichtete er ein autokratisches, nepotistisches Regime, das sich nur im Namen von dem seines verschwägerten Vorgängers unterschied. Die linken Mitputschisten wurden abgedrängt; im Februar 1977 nahm Daud Afghanistan in die



Moskaus Mann in Kabul? Nur Mohammed Taraki nach dem Staatsstreich

Aufnahme: AP

Erbpacht, als er sich zum Präsidenten auf Lebenszeit kürten ließ. Zum Schluß war er umringt von Feinden: Zu den geprellten Linken gesellten sich die Großgrundbesitzer, die Daud 1975 durch seine kosmetische Bodenreform verschreckt hatte, wie auch der orthodox-islamische Klerus, der ihm nie verziehen hat, daß er schon 1959 — als königstreuer Premier — den Schleierzwang für Frauen abgeschafft hatte.

Kein Wunder, daß die eigentlichen Drahtzieher des Coups vom April 1978 drei Alt-Verschwörer sind, die schon 1973 mitgeputscht hatten und heute zusammen mit Taraki die Politik des „Revolutionsrates“ bestimmen: Luftwaffenoberst Abdul Kadir als Verteidigungsminister, Panzermajor Mohammed Aslam Watanjar als stellvertretender Premier und Postminister und Babrak Karmal, Mitbegründer der „Demokratischen Volkspartei“ und Stellvertreter von Taraki.

Das gesamte Quartett ist moskaufreundlich. Hatte also der Krenl die Hand im Spiel? Er hat sie zumindest nicht dazwischengehalten; dafür spricht allein die Tatsache, daß Moskau dem Regime die erbetene Anerkennung schon eine Stunde später aussprach. Washington, London und Teheran folgten übrigens eine Woche danach. Inzwischen hat das Revolutionsregime seine Verbeugungen vor einem mißtrauischen internationalen Publikum absolviert. Staatschef Taraki beilte sich, ein „afghanisches Modell“ anzupreisen, das weder „marxistisch“ noch „kommunistisch“ sei. Und: „Wir sind niemandes Satellit. Wir verfolgen eine blockfreie und unabhängige Politik.“

Nur: Die Nervosität ist geblieben, allen Betuerungen zum Trotz. In der Waage der Weltpolitik mag das eingeschlossene und rückständige Bergvolk der Afghanen kaum ins Gewicht fallen, aber Kabul hat wichtige Nachbarn. Im Norden sind die Sowjets ihrem uralten Traum vom

Zugang zum Indischen Ozean einen kleinen Schritt nähergekommen. Im Westen hat der Schah von Iran in dem radikalisierten Afghanistan einen weiteren Grund (oder Anlaß) für seine megalomanen Aufrüstungspläne gefunden; seine Garnisonen an der afghanischen Grenze hat er bereits demonstrativ verstärkt. Im Osten steht sich das vom Zerfall bedrohte Pakistan von Kabul und Neu Delhi in die Zange genommen, zumal die Afghanen immer wieder den Separatismus in Belutschistan und in der Nordwest-Grenzprovinz geschürt haben. Und obwohl China nur einen winzigen Grenzstreifen mit Afghanistan teilt, wittert Peking hinter dem Coup von Kabul die Einkreisungsmachenschaften des Krenl, die nun auch noch das Jahrhundertwerk der „Karakorum Straße“ durch Pakistan bedrohen könnten. Sie soll noch in diesem Monat den Zugang zum Indischen Ozean erschließen.

Werden die Sowjets ihren neuen Vorteil brutal ausbeuten, werden sie ihre afrikanische Vorwärtsstrategie auch auf Südwestasien übertragen? Die Versuchung ist groß, doch manches spricht dagegen. Die Freundschaft mit Afghanistan besteht formell seit 1921, die wirtschaftliche und militärische Abhängigkeit des Landes ist seitdem stetig gewachsen. Moskau hat seit Kriegsende zwei Milliarden Dollar an Wirtschaftshilfe investiert — und dennoch verhalten taktiert. Auch heute werden sich die Sowjets genau überlegen müssen, ob sie an dem delikaten Gleichgewicht Südwestasiens rütteln wollen. Der Schah würde lauthals nach der Wiederbelebung des CENTO-Paktes (mit Pakistan und den USA) schreien, und Indien, das sich unter Desal längst nicht so weit von Moskau entfernt hat, wie Carter hoffte, würde sich den Amerikanern doch noch in die Arme werfen.

Und die Afghanen? Seit 200 Jahren haben sie ihre Unabhängigkeit bewahrt, indem sie ihre mächtigen Nachbarn gegeneinander ausspielten und ansonsten die Neutralität zum Staatsprinzip erhoben. Selbst zur Hochzeit des Kalten Krieges haben sie es geschafft, Wirtschaftshilfe sowohl von Moskau als auch von Washington zu kassieren. Und heute winkt der Schah mit einer Dollarspritze von zwei Milliarden, die ein afghanisches Eisenbahnsystem finanzieren soll. Schon hat Taraki in bester afghanischer Tradition verkündet: „In unserer Außenpolitik werden wir uns von der Höhe der wirtschaftlichen und politischen Unterstützung leiten lassen, die uns andere Länder gewähren.“ Ein amerikanischer Nachrichtendienstler hat es drastischer ausgedrückt: „Moskau wird einen Tiger am Schwanz packen, wenn es versucht, Afghanistan in den Griff zu bekommen.“